

Prolog

Ein Moment. Ein Wimpernschlag. Ein Atemzug. Eine dumme Aktion später und du weißt, dass du besser nicht dieses Haarspray in die Hand genommen hättest. Besser keine Heldin gespielt und stattdessen das Weite gesucht hättest.

Schweiß rinnt mir den Nacken herunter und meine Atmung geht flach. Panik kriecht an mir hinauf wie tausend kleine Ameisen. Ich spüre das kühle Metall der Pistole auf meiner Stirn, obwohl ein Blatt Papier zwischen uns passen würde.

»Du blöde Schlampe«, presst der Typ vor mir hervor.

Ja, blöd finde ich die Aktion in der Tat, stimme ich dem mit einer schwarzen Maske verummten Räuber in dieser versifften Tankstelle zu.

»Ich mach dich kalt.« Seine Stimme wird immer fordernder und aus einem Reflex heraus schließe ich die Augen. Warte darauf, dass es vorbei ist. Keine Chance auf Rettung. Ich werde sterben und meine Eltern werden nichts

davon mitkriegen. Er wird mich umlegen und in irgendeinem Waldstück verschachern, ich werde ...

Ein ›Rumms‹ reißt mich aus meinen Abschiedsvisionen. Ich öffne die Augen und wo eben noch mein Beinahe-Mörder gestanden hat, befindet sich nun ein anderer Mann. In den Händen eine Waffe, von deren Griff Blut tropft.

»Lauf.« Ein Wort, das meine Welt für immer verändert.

Kapitel Eins

Elaine



WÜNSCHE SIND ETWAS FÜR TRÄUMER.
TRÄUMST DU?

24 Stunden zuvor

»Scheiße, scheiße, scheiße.« Fluchend hetze ich aus dem Badezimmer, binde mir nebenbei meine langen, blonden Haare zu einem hohen Zopf und hoffe, dass ich nicht über meine eigenen Füße stolpere. »Lola! Wo ist meine Jacke?« Während ich in mein Zimmer flitze, um meine Tasche zu schnappen, schaue ich noch einmal schnell in den Spiegel an meinem Kleiderschrank.

Ich bin ein einziges Chaos, aber es muss nun so gehen. Ich habe keine Zeit. Musste ja unbedingt verschlafen, jetzt habe ich den Salat.

»Lola«, donnert meine Stimme durch unser Studentenzimmer, das durch eine Verbindungstür geteilt wird. Glück für uns, weil so jede ihren privaten Rückzugsort besitzt, wir

aber dennoch zusammenwohnen. Besagte Mitbewohnerin steckt den Kopf durch die Tür und blinzelt mich verschlafen an. Ihr BH-Träger baumelt am Arm herunter und ihre Frisur sieht aus, als wäre jemand mehrmals durchgefahren.

»Hast du schon wieder jemanden mit nach Hause gebracht?« Fassungslos starre ich sie an. Ist ja nicht so, als hätten wir heute beide wichtige Klausuren zu schreiben.

»Keine Sorge, er ist schon weg.« Gähnend hält sie sich eine Hand vor den Mund. Verwirrt mustert mich meine beste Freundin aus halboffenen Augen. »Warum siehst du so gestresst aus? Soll ich Mike noch mal anrufen? Der kann ganz wunderbare Dinge mit seinen Händen ...«

»Stopp, stopp«, unterbreche ich sie mit einer Hand auf ihrem Mund. Ich möchte nicht wissen, was dieser Typ alles kann. Ich möchte generell keine benutzten Männer von Lola haben. Das hat ja Wanderpokal-Charakter. Nichts für mich. Nein, nein, nein. Ich schüttle die Gedanken daran ab und wedele mit meiner Smartwatch am Handgelenk vor ihrer Nase herum.

»Wir sind zu spät! In zehn Minuten beginnen die Kurse und wir schreiben heute beide Klausuren.« Ich sollte besorgt sein, mir Gedanken machen, wie wir es noch rechtzeitig schaffen. Stattdessen spüre ich dieses Kribbeln in mir, den Nervenkitzel des Verbotenen - und nur durch das Wissen, dass wir zu spät sein werden. Wie Rebellen. Freudige Erregung beginnt in meinen Adern zu prickeln, doch ich kann es mir nicht erlauben, aus dem Kokon zu brechen. Ich habe Ziele. Also verbiete ich diesem Gefühl, an die Oberfläche zu kriechen und mich wie Spinnenbeine auf meiner Haut zu elektrisieren. Bleibe lieber eine Raupe und breite im Stillen die Flügel zum Schmetterling aus. Zum Beispiel, wenn ich

mich beim Lesen in meinen Büchern verliere. Wenn ich in Gedanken von dem Bad Boy an eine Wand gedrückt und im Regen geküsst werde.

»Erde an El.« Ein penetrantes Schnipsen an meinem Ohr schreckt mich aus meinen Träumereien. Entnervt nehme ich Lolas Hand und ziehe sie von meinem Hörorgan weg. »Ich höre dich.«

»Lüg doch nicht, du bist meilenweit fort gewesen. Lass mich raten, du hast dich wieder in der Buchwelt verloren? Ich sage es dir äußerst ungern, Schwester, aber du musst mal dringend Sex haben. Es ist nicht gesund, sich Buchmenschen hinzugeben.« Frustriert stöhne ich auf, bevor ich mich abwende und noch über die Schulter rufe: »Beeil dich, sonst gehe ich ohne dich.« Habe ich schon erwähnt, dass ich ein absoluter Morgenmuffel bin? Wenn ich dann auch noch sehr wahrscheinlich zu spät zur Klausur komme, kann man mich vergessen. Dann ist mir auch egal, wie ich auf andere wirke. Es gibt gewisse Dinge, die mir sehr wichtig sind. Dazu gehört, mein Psychologiestudium an der Northeastern Illinois University in Chicago erfolgreich abzuschließen. Eines Tages möchte ich Menschen helfen, ihren Weg zu finden und zu bestreiten. Ich möchte ihnen ein Sicherheitsnetz bieten und sie aus der Schwärze ihres Lebens, ihren Traumata herausziehen. Ihnen die helfende Hand reichen und ich bin bereit, einiges dafür zu opfern.

»Bin schon fertig, du Muffelchen«, schnauft es neben mir, da Lola unter großer Anstrengung ihre Schuhe zubindet. Erst, als ich auf ihren Kopf starre, wird mir bewusst, dass auch ich mir meine noch anziehen muss. Dieser Tag wird die Hölle, ich weiß es schon. Also schnappe ich mir meine Sneaker und ziehe sie schnell an. Lola und ich nicken uns zwischen Tür

und Angel an, ehe wir aus dem Zimmer treten und versuchen, so schnell wie möglich zu unseren Kursen zu gelangen.

»Mach sie fertig«, keucht meine bessere Hälfte neben mir, bevor sie ins Gebäude stürmt und nach rechts abbiegt.

Als Kind habe ich mir immer vorgestellt, in einer Schule zu studieren, die Ähnlichkeit mit Hogwarts aufweist. Wo hinter jedem Stein ein Geheimnis auf einen lauert. An meiner Uni gibt es keinen Flugunterricht oder die Möglichkeit, im Astronomieturm deinen Horizont zu erweitern. Um mich herum schweben keine lustigen Geister, die sich mit einem unterhalten. Ich kann mich auch nicht bei der jaulenden Myrte im Mädchenklo über Jungs auskotzen. Die Treppen bewegen sich nicht urplötzlich, weil sie Spaß dran haben, und erst recht kann ich nicht im wunderschönen Innenflur der Schule auf dem Gras liegen und ein gutes Buch lesen. Die Realität schlägt gerne mit einem Knall ein. Wie ein Meteorit direkt in mein Fantasieherz. Aus einem altertümlichen Haus mit Ranken, Gemäuern und Charme wurde dieser Glaskasten. Ein hochmodernes Architekturwunder. Eine große Front, die in das Hauptgebäude ineinandergreift. Von weitem könnte man denken, zwei Flügel eines Vogels breiten sich aus.

Flügel, deren Glasfronten die Sonne so grell widerspiegeln, dass einen Moment lang grüne Punkte durch mein Sichtfeld tanzen, bevor ich die Augen mit meiner Hand abschirme, um nicht weiter geblendet zu werden. Um dem Ganzen noch die traurige, kleinste Violine aufzusetzen, steht vor diesem riesigen Gebäude nur ein einziger Baum. Nein, keine Nachmittag auf grünen Wiesen dieser Hochschule. Kein Lesen mit Grashalmen zwischen den Zehen. Grauer Beton säumt den Vorplatz und den Weg zum Eingang. Warum ich dennoch hier studiere, fragt ihr euch? Weil ich mich auf

keinen Fall von meinem Wunsch, anderen Menschen zu helfen, abbringen lassen werde.

»Miss Hall, sind Sie festgewachsen?« Ich zucke zusammen, als mich die strenge Stimme meiner Ethik-Professorin aus meinen Gedanken reißt. Schuldbewusst senke ich den Kopf, falle in alte Muster zurück.

Los, schau ihr gefälligst trotzig ins Gesicht. Wieder prickelt es heiß in mir, als der Drang, der vertrockneten Pflaume zu zeigen, dass ich nicht so bin, dass ich mir insgeheim etwas ganz anderes wünsche, in mir aufsteigt. Doch ... »Es tut mir leid, Mrs. Hedges. Ich bin zu spät und muss nun dringend los.« Schnell quetsche ich mich an ihr vorbei, durch die Eingangstür der Uni und hechte die Flure entlang zu meinem Kurs ›Emotionale Abhängigkeit erkennen‹. Geschafft suche ich mir einen Platz in der vorletzten Reihe und lehne mich seufzend im rückschonenden Glasstuhl zurück. Ich bin nicht zu spät. Ich habe es rechtzeitig geschafft. Weil der Prof zu meinem Glück noch nicht da ist.

»Hey, Baby. Komm doch mal auf einen Zentimeter her«, grölt es quer über die Mensa und ich möchte am liebsten dieses Salatblatt aus meiner Schüssel in den Mund nehmen und daran ersticken.

Es gibt Idioten und es gibt Peter. Er ist der Sohn meines Kursleiters und versucht, seit meinem ersten Jahr bei mir zu landen. Ich habe jedoch keinerlei Interesse an ihm. Peter ist unfreundlich, laut und spuckt einen beim Sprechen an. Die Tatsache, dass er mich »Baby« nennt, macht es nicht besser. Das macht nämlich den Anschein, dass jeder denkt, wir würden uns daten. Dem ist aber ganz und gar nicht so. Der Eisbergsalat wird immer verlockender. Vielleicht kann ich mir den auch in die Ohren stopfen?

»Baby dich selbst, du Clown«, murme ich und gehe hocherhobenen Hauptes an den Tisch von Lola und mir. Wir haben damals unsere Namen in die Oberfläche geritzt.

»Du glaubst es nicht, ich brauche dringend eine Massage. Oder einen Mann.« Von einem Stöhnen begleitet, schabt der Stuhl mir gegenüber über den Boden und meine beste Freundin lässt sich nieder. Ihr Teller ist bis zum Rand voll mit Spaghetti und Fleischklößchen. Sie hält nicht viel von Salat und Grünzeug. Gemüse? Spendet sie den Vegetariern und Veganern. Sofort schleicht sich ein Lächeln auf meine Lippen, als ich daran zurückdenke, wie sie einmal aus Versehen von der Dame hinter dem Tresen einen Salat auf das Tablett gestellt bekam und ihn angewidert mit zwei Fingern weggeschoben hat. Die Gesichter waren göttlich.

Lola ist das, was ich insgeheim sein möchte. Nach außen hin laut und verspielt, Femme fatale und selbstbewusst. Natürlich stehe ich zu mir und meinem Körper, doch ein Erlebnis in meiner High School hat dafür gesorgt, dass ich die Rebellin in mir ganz tief in meinem Inneren verschloss.

»Wollen wir heute Abend feiern gehen? Mike holt uns ab, wenn du magst.« Mein Blick fokussiert sich auf meine Mitbewohnerin. Ihre schwarzen, lockigen Haare sind heute so gestylt und voller Haarschaum, dass sie bloß eine Haarsträhne um den Finger wickeln bräuchte, und sie spränge von allein. Lolas dunkelbraune Augen durchbohren mich und warten auf eine Antwort, wobei sie sich ihre Gabel voll Spaghetti in den Mund stopft.

Wo waren wir? Party? Bitte nicht.

»Nein, wage es nicht. Ich sehe schon, wie dein hübsches Köpfchen sich nach links und rechts bewegen will. Bitte, Elaine. Du lernst zu viel, liest, kaufst Bücher, die du niemals

lesen wirst, und ich meinte das ernst heute Morgen. Du brauchst ganz dringend einen Typen. Muskeln, die dich festhalten, einen Mund, der dich ganz wuschig macht.« Sie redet, schwärmt und sabbert fast dabei, während sie mir all die Attribute eines Mannes auflistet. Aber ich weiß das selbst. Es ist nicht so, als wäre ich eine eiserne Jungfer. Ich hatte bereits Sex. Und was soll ich sagen? Ich mag es nicht. Es macht mich nicht an, wenn der Typ auf mir herumschnebelt und sich Befriedigung verschafft.

»ELAINE HALL!« Sauce spritzt mir ins Gesicht, was ich völlig fassungslos zur Kenntnis nehme, als ein Tropfen Tomatenaroma auf meine Lippe trifft.

»Hast du mich gerade mit deinem Essen beschmissen?«

»Ja! Du bist schon wieder in Narnia verschwunden. Oder war es dieses Mal dieses Hobbitland? Wie heißt es noch?« Sie fuchtelt mit ihrem Fleischball auf der Gabel hin und her. Ich sehe ihn schon in meinem Gesicht landen, wenn sie so weiter schwingt.

»Ich bin in Chicago, keine Panik.« Missmutig ziehe ich eine Schnute. Lola tut immer so, als würde ich in meinen Büchern leben, doch dem ist nicht so. Nur abends, wenn ich gelernt habe und sie Männer aufreißen geht, verkrieche ich mich gerne mit einem heißen Mafiaboss aus eben dieser Stadt unter meine Decke. Oder lasse mir mein inneres Feuer von einem Firefighter löschen. Mein Kindle explodiert bald vor ungelesener Schätze.

»Dann kannst du ja nachher mitkommen. Komm schon, wie lang ist es her, dass wir mal ausgegangen sind? Wir tanzen, lassen die Seele baumeln und vergessen für einen Abend alles.« Ihre Worte bilden einen Klumpen in mir, den ich in meinem Bauch überdeutlich spüre. Er fühlt sich schwer

wie Blei an, sorgt dafür, dass ich Bauchschmerzen bekomme. Wie gerne würde ich einfach »Ja« sagen und mit ihr durchtanzen. Vielleicht auch mit heißen Typen flirten, mir Drinks ausgeben lassen. Einmal Disney-Prinzessin spielen und umgarnt werden. Doch ich kann nicht. Mein früheres Ich würde mein jetziges Leben ruinieren, wenn ich es nicht in Schach halte. Keine Party mit Alkohol, kein auf den Tischen tanzen und schon gar keine Orgie in Hinterzimmern.

»Es tut mir leid, Lola. Vielleicht ein andermal.« Sie versucht nicht mal, ihre Enttäuschung zu verbergen. Traurigkeit flutet ihre Iriden, schmerzt in meinen Augen, wie die Glasfassade der Uni. Schuldgefühle überfluten mich, ich fühle mich wie eine unfassbar schlechte Freundin. Als würde ich sie im Stich lassen und dem ist definitiv nicht so.

»Okay.« Ihr Mundwinkel zuckt eine Millisekunde nach oben, bevor sie ihr Handy in die Hand nimmt und während des Essens etwas tippt. Stille hüllt sich um uns, nur die Gespräche an den anderen Tischen dringen herüber. Doch meine beste Freundin sagt nichts mehr und ich weiß nicht, ob mich das glücklich macht. Ich räuspere mich und schlucke den letzten Rest Cola hinunter.

»Wir sehen uns nach den Vorlesungen?« Hoffnungsvoll blicke ich sie an.

»Ich weiß es noch nicht. Kann sein, dass ich in der Bibliothek lerne und dann nur zum Umziehen nachhause komme.« Sie zuckt mit den Schultern und nun sticht es brutal in meinem Herzen. Lola möchte so gerne mit mir feiern gehen, doch bisher kann man die Male, in denen ich tatsächlich mitgekommen bin, an einer Hand abzählen. Dass sie enttäuscht ist, kann ich nachvollziehen.

»Okay, ich wünsche dir viel Spaß heute Abend.« Mit

wackligen Beinen stehe ich auf, nehme mein Tablett in die Hände und bewege mich langsam vom Tisch weg. Erst, als ich das weiße Plastik in die Geschirrrückgabe schiebe und mich noch einmal zu ihr umdrehe, wird mir bewusst, dass wir viel zu lange keinen Abend mehr zusammen hatten. Lernen, lesen, lernen, lesen... oder ich war bei meinen Eltern. Doch die Karaokeabende und Cocktailpartys sind in so weite Ferne gerückt, dass ich mich kaum noch daran erinnern kann.

Ich kann das nicht.

Wie von fremden Schnüren gesteuert, gehe ich zurück an den Tisch und umarme meine beste Freundin von hinten.

»Es tut mir wirklich leid, Lola. Ich hab dich lieb.« Ich küsse ihre Wange und mache mich auf den Weg zu meinem letzten Kurs.

Ein neues Buch anzufangen ist genauso aufregend, wie für ein Kind, mit neuem Spielzeug spielen zu dürfen. Wenn ein Autor es schafft, dass du dich absolut fallen lässt, du diese Schmetterlinge spürst, die in dir tanzen. Wenn du das Gefühl hast, vor Schmerz schreien zu wollen, es aber nur heimlich in dein Kissen tust, damit keiner denkt, du wirst abgeschlachtet. Wenn du dir vorstellen kannst, einem Mann, der das pure Böse verkörpert, alles zu verzeihen, ihn anzuflehen, dass er dich endlich vögelt ... ja, dann Glückwunsch. Dann bist du in einem Liebesroman angekommen. Entdeckst all die schillernden Seiten, die dein Herz rasen und all die dunklen Abgründe, die deinen Atem stocken lassen. Aktuell lerne ich Pierce Leander Hawking kennen. Ein Typ, in den sich Frau niemals im realen Leben verlieben könnte. Ein Arschloch, das

sich seiner Wirkung auf das weibliche Geschlecht bewusst ist, und obendrein ist er auch noch unverschämt arrogant. Aber scheiße, ich verzeihe ihm all das. Denn Pierce ist ein heißes Stück DNA. Er weiß, was er will und wie er es bekommt.

Genau das liebe ich an Liebesromanen. An Büchern, die dich deine ganze Gefühlswelt auf den Kopf stellen lassen. Du vergisst, wo oben und unten ist. Du akzeptierst, dass der Mann, in den du dich von Seite zu Seite verlierst, über Leichen geht. Ja, sogar selbst killt. Dir ist es egal, dass Blut von seinen Fingern tropft, während er seine andere Hand in deinen Nacken legt und dich zu sich zieht, sodass eure Nasenspitzen einander berühren und du den heißen Kuss, der folgen wird, schon schmecken und spüren kannst. Ja, Pierce ist so ein Junge. Und deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass ich bäuchlings und mit roten Wangen auf meinem Bett liege und ihn anschmache, während meine Zähne meine Unterlippe malträtieren.

Wann habe ich das letzte Mal eigentlich einen realen Jungen angehimmelt? Ich kann mich nicht erinnern. Bisher ist es keinem gelungen, mich unwiderruflich in seinen Bann zu ziehen. Schwärmereien hatte ich wie jedes Mädchen irgendwann mal. Doch diese eine Liebe, die durch Blut und Tränen, durch Hochs und Tiefs geht, die fehlt mir bisher. In Büchern kann man die Realität ausblenden. Du bist Magierin, Prinzessin, taffe Mafiabraut oder das nette Mädchen von nebenan. Doch egal, wer oder was du bist, es gibt immer einen Prinzen, Boss, Merlin oder sonst wen für dich. Es fragt keiner, was du studierst oder wie viele Typen du bereits an dich herangelassen hast. Wann du das letzte Mal Sex hattest. Es interessiert nicht, ob du grüne oder braune Augen hast, Brille oder Kontaktlinsen trägst.

Eines haben all diese Bücher, Beispiele und Merkmale gemeinsam. Wenn erstmal jemand kommt, der deine Welt aus den Angeln hebt und dir zeigt, wie wundervoll du bist, dann wird alles andere nebensächlich. Bist du dieser eine Mensch von Millionen, nimmst du ihn so, wie er ist. Ohne Kompromisse.

Kapitel Zwei

Zayn



Staubkörner wirbeln um mich herum, als ich die Augen öffne und mich auf die Seite drehe. *Scheiße, mein Rücken.* Die Matratze unter mir hat etliche Risse und neuerdings auch aufgeschlitzte Stellen, weil irgendwelche Loser und Junkies während meiner Abwesenheit nach Bargeld gesucht haben. Dilettanten! Wenn ich so viel Kohle hätte, würde ich definitiv nicht mehr hier leben und mir die Eier kraulen.

Ich fische mein Softpack Kippen vom Pappkarton rechts neben mir und schnippe eine raus, bevor ich sie anzünde.

Ich ziehe fest am Filter und spüre den Rauch in der Lunge, bevor ich ihn durch meine Lippen ausstoße und dieser sich in der Luft verteilt.

Nachdenklich lasse ich mich auf den Rücken zurückfallen und starre an die Decke. Wer etwa eine weiße Raumdecke erwartet, den muss ich enttäuschen. Kein Stuck, kein malerisches Kunstwerk. Ich bin umgeben von Blech. Ein paar Meter von meinem Bett entfernt, befindet sich ein Loch, das ich

notdürftig mit Holzbalken geflickt habe, damit es nicht reinregnet.

Noch einmal inhaliere ich das Nikotin und spüre, wie das Gift durch meine Lunge wabert. Langsam lasse ich den Rauch entweichen, forme Kringel daraus. Meine Gedanken schweifen zu letzter Nacht. Venom und ich sind noch leicht eskaliert. Es wurde hässlich. Es wurde brutal aber ein Happy End gab es trotzdem. Gerne denke ich an die kirschroten Lippen der Braunhaarigen zurück, wie sie meinen Schwanz gelutscht hat wie einen Chupa Chups der Extraklasse. Wie ich meine Finger in ihre Haare gekrallt habe, ihr kaum Raum zum Atmen gegeben habe. Wie Tränen ihr hübsches Gesicht hinunterrannen. Und ich habe es genossen. Jeden Stoß. Jedes Schluchzen. Ihre Nägel in meinem Oberschenkel.

Meine Morgenlatte meldet sich postwendend zu Wort. Doch Handbetrieb ist gerade nicht drin, denn ich muss dringend duschen und ... Dinge erledigen. Entnervt puste ich ein letztes Mal gegen die Glut der Zigarette, führe sie an meine Lippen und ziehe bis zum Filter hinunter. Dass man nichts von dem Zeug verschwenden sollte, habe ich bereits früh gelernt. Wenn du nicht mit anderem Scheiß anfangen willst und kaum Geld auf der Naht hast, dann bildet sich ein Automatismus. Du kostest alles bis zum letzten Tropfen, bis zum letzten Zug aus. Ich drücke die Kippe an der Wand hinter mir aus. Asche rieselt hinunter und landet auf dem kackbeigen Linoleumboden. Meine Hände schmeißen die Decke von mir und mein Rücken setzt sich auf.

Oftmals habe ich das Gefühl, mein Körper entscheidet eigenständig, was er tut. Wenn es nach mir ginge, wäre die Matratze mein Platz für 24/7, aber mich fragt ja keiner. Wie soll man sich auch für etwas aufraffen, das es nicht wert ist,

dass man es tut? Was ist an meinem Leben denn bitte so lebenswert? Meine Familie? – Guter Witz. Meine Bruchbude? – Ich lebe in einem scheiß Trailer, umgeben von Junkies und Alkoholkranken, auf einem beschissenen Trailerpark am Rande von Illinois.

Nun beschließen meine Füße, es wird Zeit zum Duschen. Gut, okay. Gehe ich das halt machen. Was auch immer. Ich grapsche nach den Socken auf dem Boden und schnappe mir meine verschlissene, schwarze Jeans, ziehe mir beides über und schließe meinen Gürtel mit der silbernen Schnalle. Greife mir ein T-Shirt vom Stuhl an der Wand gegenüber und rieche erstmal dran. Sicher ist sicher. Es riecht noch nach dem Waschpulver aus dem Waschsalon und ich kann keinen Blutfleck erkennen. Das ist ein gutes Zeichen, also streife ich es mir über. Mein Deo, das gestern beim Ausziehen vom Pappkarton gefallen ist, liegt auf dem Boden. Ich bücke mich und greife es mir. Schnappe mir noch mein Duschzeug und ein Handtuch vom ›Küchentresen‹, der in Wahrheit ein Bügelbrett ist, schlüpfe in meine Sneakers – No Name, versteht sich von selbst - und gehe hinaus.

Die Sonne strahlt mir brutal ins Gesicht und verursacht ein Pochen hinter meinen Lidern, das sich bis in mein Hirn ausbreitet. Na wunderbar. Nun fickt mich nicht nur mein Leben, sondern auch das Wetter. Ich gehe den steinigen Weg entlang, vorbei an dem Trailer von Blake – Zuhälter –, an der Nutte Candy und an Trevor, der sich gerade eine Nadel in den Arm sticht. Grüßen brauche ich hier niemanden. Sie sind allesamt gefangen in ihren eigenen erbärmlichen Leben. Keiner wagt den Sprung, will stattdessen lieber vor sich hin rotten. Sollen sie mal. Vor den Waschräumen atme ich einmal

durch, lasse meine Schultern rollen und drücke die Klinke herunter.

Es riecht muffig und mein Blick bleibt stets auf den Boden gerichtet. Man weiß hier nie, was einen erwartet. Als ich zwölf Jahre alt war, bin ich in eine Spritze getreten. Dabei wollte der unschuldige Junge in mir nur duschen. Sich das Blut vom Körper waschen. Tja, was bekam ich stattdessen? Angst davor, mich mit einer Krankheit angesteckt zu haben. Weil ich aber zu der Zeit noch in die Schule ging, wo ein Arzt einmal im Jahr Check-Ups durchführte, verpuffte diese Angst - wie auch meine Träume ein paar Jahre später.

Kleidungsstück um Kleidungsstück lege ich ab und stelle mich unter den kalten, harten Wasserstrahl. Regendusche? Warmes Wasser? – Guter Witz. Hier gibt es nur die Realität. Und sie ist wie eine Faust auf Beton. Brutal. Hart. Zerschmetternd. Blutig.

Mit offenen Augen fische ich nach meinem Duschgel und seife mich ordentlich ein. Wasche den Schweiß, das Blut von meinem Körper, den Lippenstift von meinem Schwanz und die Albträume von mir. Das kalkhaltige Wasser wird durch den Abfluss gespült, mit all meinen Sünden. Ein einziges Mal habe ich den Fehler gemacht, die Augen beim Duschen zu schließen. Danach hatte ich keine Klamotten mehr. Hier muss man mit allem rechnen und deshalb habe ich mir angewöhnt, niemandem in meiner Umgebung zu vertrauen. Niemandem den Rücken zuzukehren und auf gar keinen Fall werde ich jemanden in mein Leben lassen, der mein schwarzes Herz in Brand setzen könnte. Die Auswirkungen wären verheerend.

Ich stelle das Wasser aus, schnappe mir das Handtuch vom Boden und trockne mich ab. Vereinzelte Tropfen perlen von meinen kurzen, dunkelbraunen Haaren den Nacken

hinab und sammeln sich im Frottee. Besagtes lege ich zurück auf den Boden, bevor ich mich wieder anziehe, mit Deo einsprühe und alles wieder aufklaube. Nein, ich schaue nicht in den Spiegel. Bringt doch eh nichts, sich anzusehen. Ändert es etwas an der Situation, in der man steckt?

Auf dem Weg zurück zu meiner Blechbüchse, immer die Umgebung im Auge behaltend, fällt mein Blick auf einen Trailer ein paar Meter von mir entfernt. Das Teil sieht aus wie ein Mix aus grüner Kotze und Rauchergelb, die Fenster sind geöffnet, rote Gardinen wehen im Wind hin und her. Tief atme ich durch und nehme den Fokus von dem erbärmlichen Anblick. Zu Hause angekommen, lege meine Sachen in eine Ecke, schnappe mir meine Kippen und zünde mir eine an, bevor ich die Packung in die Hosentasche stecke. Meine Finger spielen mit der Fluppe, während ich den Weg zu eben gerade angesehenem Trailer zurücklege.

Bevor ich hineingehe, nehme ich einen kräftigen Zug, spüre, wie meine Lunge protestiert und sich zusammenzieht. Mir aber scheiß egal. Als ich die Klinke herunterdrücke, fällt mein Blick auf das Armband an meinem linken Handgelenk. Blinzeln, da mir Rauch in die Augen steigt, werde ich aus meinen aufsteigenden Gedanken gerissen. Gott sei Dank, ich kann keine Gefühlsausbrüche gebrauchen. Ich schnippe die Zigarette auf den Boden und öffne die Tür.

»Mom?«, rufe ich in den nach Erbrochenen riechendem Raum. Jeder Schritt verursacht einen kleinen Stich, den ich eisern versuche aufzuhalten. Schon so lange befürchte ich jedes Mal, wenn ich das Drama hier betrete, dass sie irgendwo tot rumliegt. Mit dem Fuß stoße ich beim Laufen eine Weinflasche von mir, trete auf eine Dose Bier, die unter meiner Sohle knirscht. Ich schiebe den mit Perlen besetzten Vorhang

zur Seite und sofort wird der Gestank penetranter, nimmt mit jedem Schritt zu. Heiße Säure steigt meine Speiseröhre empor, doch noch kann ich sie eisern zurückhalten. Auf ihrem Bett, bestehend aus Paletten, dass ich ihr gebaut habe, liegt meine Mutter. Sie schläft. Selbst im Ratzen hält sie eine Whiskyflasche in der Hand.

Ich gehe auf sie zu, entziehe ihr diese und halte meinen Finger auf ihr Handgelenk. Fühle einen Puls und atme lautlos aus. Um ganz sicherzugehen, beuge ich mich über ihr Gesicht und verziehe dabei keine Miene, auch nicht, als mich ihr Atem trifft. Ich werde keinesfalls kotzen, versuche weiterhin eisern die Galle wie ein Dammtor von meiner Speiseröhre fernzuhalten. Ihr Atem geht flach, aber er ist da. Gut, sie lebt. Noch. Ich erhebe mich und verliere keinen weiteren Blick an sie. Der Alkohol in meiner Hand fühlt sich schwer an. Nachdenklich blicke ich auf die Flasche. Sie wird sich nie ändern, warum also tut es in dem kümmerlichen, kleinen Teil meines Herzens weh, sie so zu sehen? Ich schüttle den Kopf, steige die Treppen des Trailers hinab und schließe die Tür, schütte den Alkohol ins Gras neben ihm. Das Glas lasse ich einfach danebenfallen. Interessiert doch eh niemanden.

Mein Weg führt mich zu meinem Schätzchen. Ein alter, rostiger und ausgebleichter schwarzer Pick-Up. Ich habe ihn auf dem Schrottplatz gefunden und festgestellt, dass nur die Bremsen kaputt waren. Da sieht man mal, in welcher verschwenderischen Gesellschaft wir leben. Funktioniert ein Rädchen im System nicht, wird es einfach entsorgt. Glück für mich. Man kann ein Auto schließlich auch zum Stehen bringen, indem man die Handbremse benutzt. Es erfordert Übung und ein Maß an Sanftheit, aber auch das ist für mich ein Klacks. Das einzige, was ich in meine Süße eingebaut habe, ist

eine Alarmanlage. Ich habe sie aus einem Porsche ›geborgt‹, der völlig unbewacht an der Tankstelle stand, in der ich jobbe. Ein paar Klemmen hier, ein bisschen schweißen da und schon werde ich sofort laut darüber informiert, sollte jemand von den Pissern hier es wagen, sie zu klauen. Selbstverständlich besitze ich keine offizielle Fahrerlaubnis. Das Autofahren habe ich mir selbst beigebracht. Wenn du auf einem Trailerpark lebst, eine versoffene Mutter hast und keinerlei gutes Umfeld, ist es dir scheiß egal, woher der Führerschein stammt. In meinem Fall von Hank, er macht die besten Urkundenfälschungen ganz Chicagos.

Ich ziehe den Schlüssel aus meiner Hosentasche, schwinde meinen Hintern hinters Steuer und starte den Motor. Es wird Zeit, sich für einen Hungerlohn ausbeuten zu lassen.

»Ding-Dong«, erklingt die Stimme meines besten Freundes, als er durch die stumme Tür der Tankstelle tritt. Seine Schritte sind schwer, trägt er wie immer Boots. Eine Narbe zierte sein linkes Auge, quer hindurch. Wie durch ein Wunder, wurde er damals nicht blind, als er in diese Messerstecherei geriet. Das einzige, was übrig blieb, ist der wulstige Zacken. Allgemein ist Venom vom Aussehen her gerne für Angst und Schrecken bekannt. Im Inneren allerdings ist Henry, wie sein bürgerlicher Name lautet, einer der loyalsten Freunde, die ich kenne und habe.

»Alter, du glaubst es nicht, aber ich habe heute zwei Jungs ihr Dope abgenommen. Rate mal, wie es ausging?« Er greift sich aus der kleinen Auswahl in der Auswahl vor mir einen

Schokoriegel, reißt die Verpackung ab und beißt herzhaft hinein.

»Schlägerei?« Es ist doch immer dasselbe. Venom ist in einer Gang, die Jugendliche rekrutiert, um Gutes zu tun. Eine Art Robin Hood Organisation, die im Hintergrund jedoch die Drogen, die sie anderen stehlen, selbst verticken - für das Doppelte. Ich schaffte den Absprung, indem ich mit ihnen einen Deal einging. Doch mein schmatzender Freund vor mir schwört auf ihre Machenschaften.

»Korrekt. Die Kids von heute lernen es nicht.« Er schnalzt mit der Zunge und schaut sich um. »Und? Gehen wir gleich noch feiern?« Ich zucke unbeteiligt mit den Schultern. Warum nicht. Ist ja alles wie immer.

»Klar. Ich schließ nur eben ab, dann können wir los.« Beschwingt nimmt sich mein bester Freund noch einen Riegel und dreht sich Richtung Ausgang. Dass ich die geklauten Süßigkeiten mit meinem Gehalt bezahle, sieht er natürlich nicht. Warum auch? In unserer Welt ist sich jeder selbst der Nächste.

Kapitel Drei

Elaine



ES MUSS KEIN HELD SEIN, DER DICH RETTET.
RETTEST DU MICH?

Nachdenklich nage ich an meinem Bleistift herum, bis ich Holz schmecke. *Bah!* Schnell spucke ein kleines Stück aus. Manchmal habe ich das Gefühl, ich lebe in einer Parallelwelt. Lola hat oft recht mit dem, was sie über mich sagt. Wenn sie mir den Kopf zurechtrückt. Doch das ist es wiederum, was ich so an ihr schätze.

Mein Blick wandert zurück auf meinen Collegeblock vor mir auf dem Tisch. ›Spielen wir Psychospielchen‹ habe ich in kunstvollem Geschnörkel als Überschrift darauf gemalt. Nur ist das leider weder Thema noch Inhalt meines Kurses.

Worüber redet der Professor da vorne überhaupt? Hat er schon Fragen gestellt? Ich dumme Kuh muss unbedingt aufmerksamer sein. So kenne ich mich eigentlich nicht.

Mein Studium ist wichtig für mich, für das, was ich einmal ausüben möchte. Aber wenn das so weitergeht und

mein Kopf sich ständig auf Wanderschaft begibt, kann ich mich gleich bei einer Fastfood Kette bewerben. Ich sehe es schon vor mir, wie ich Burger und Pommes an verliebte Pärchen rausgebe. Wie sie sich verliebt in die Augen blicken.

Ich sollte die Vorlesung schwänzen, flüstert es in meinem Inneren und meine Finger zittern vor Aufregung. Der Stift in meiner Hand schwenkt hin und her, mein Bein wippt im Takt mit und meine Augen huschen über die Plätze vor mir. Habe ich das etwa laut gesagt? Hat jemand meine Nervosität gesehen? Doch alles, was ich wahrnehme, sind kaugummikauende Mädchen, die sich in ihren kleinen Spiegeln anschauen oder Typen, die gelangweilt mit dem Kopf auf dem Tisch einschlafen. Nein! Ich werde genau hier sitzen bleiben, mich endlich am Riemen reißen und das Flattern in mir wegschließen. Wie immer.

Genervt von allem, lege ich mit Nachdruck den Bleistift auf den Block und lehne mich im Stuhl zurück, verschränke sogar die Arme vor der Brust, um nicht in Versuchung zu kommen, noch mehr damit zu spielen. Ich muss aufpassen, muss meinen Weg weitergehen, auch wenn alles in mir nach dem Dunklen schreit. Leichtsinn steht mir keinesfalls und wird es auch nie.

Mr. Voltow schaut auf seine Armbanduhr, die durch die Sonneneinstrahlung einen Schimmer an die Wand wirft, runzelt die Stirn und lässt seinen Blick über uns alle schweifen, bevor er seine Brille auf dem Nasenrücken zurechtrückt.

»Da die Vorlesung in zwei Minuten endet, bitte ich euch bis Montag eine dreiseitige Zusammenstellung zu schreiben, in der ihr unterschiedliche Phobien mit ihren jeweiligen Behandlungsmethoden auflistet. Der Saal darf gehen.« Ich

atme auf und schließe ein paar Sekunden die Augen, bevor ich sie wieder öffne. Nun weiß ich auch wieder, was das Thema des Kurses gewesen ist. Noch einmal durchatmend greife ich mir meine Unisachen, stecke sie in meine Umhängetasche und schultere sie anschließend.

Da es heute extrem warm ist, die Sonne einem im wahrsten Sinne des Wortes einen Sonnenbrand bescheren kann, wurden die elektrischen Rollläden auf die Hälfte heruntergelassen, sodass es auf den Fluren kühl ist. Meine Umhängetasche knallt bei jedem Schritt gegen meinen Oberschenkel, doch das hält mich nicht davon ab, den Ausgang anzusteuern. Ich habe nämlich offiziell Schluss. Keine Vorlesung mehr für den Tag, und das am Mittag. Mein Plan steht. Eiscreme, ein gutes Buch und der Stadtpark. Ich werde meiner blassen Haut endlich mal etwas Bräune gönnen und nicht länger als Käse vorm Spiegel stehen.

Während meines Nachhausewegs scrolle ich durch meine Nachrichten, antworte Lola auf ein paar lustige GIFs und schreibe ihr direkt auch, dass ich Schluss habe. Eine Angelegenheit, die wir seit dem ersten Tag an der Uni haben. So weiß jeder von uns zweien, dass wir uns erst daheim wiedersehen. Ich will mein Smartphone gerade in die Hoodietasche stecken, als meine Uhr am Handgelenk vibriert. Neugierig schaue ich drauf und erkenne, dass mich Mom anruft. Mit einem Grinsen auf den Lippen nehme ich den Anruf an. Auch so ein Wunder der Technik. Du kannst heutzutage sogar mit den Smartwatches telefonieren. So cool.

»Hey, mein Schatz.« Ihre Stimme ist immer so warm, erinnert mich stets an meine Kindheit. An alles warme in meinem Leben. Meine Mutter ist meine Sonne und mein Vater die Wolke, die sie gerne liebevoll umhüllt. Über dreißig Jahre gehen die zwei schon gemeinsam durchs Leben und wenn man sie zusammen erlebt, weiß man, was wahre Liebe ist. Ich möchte genau so eine Beziehung und Ehe führen wie meine Eltern. Natürlich gibt es auch mal Streit, doch die Versöhnung folgt immer. Wie oft haben Dad und ich im Wohnzimmer Eiscreme gegessen, bis Mom aus dem Schlafzimmer zurückkam, sich über ihn gebeugt und einen Kuss auf seinen Kopf gehaucht hat, um ihm dann den Löffel aus der Hand zu stibitzen. DAS ist es, was diese Liebe ausmacht.

»Mom, wie gehts dir?«

»Natürlich fragt sie, wie es ihrer Mutter geht. Ihr alter Herr ist ja auch vollkommen nebensächlich«, ruft es aus dem Hintergrund und ich muss lachen.

»Wenn sie mich anruft? Du musst nicht eifersüchtig sein, Dad.«

»Jaja, das sagst du so einfach. Ich wusste es schon immer, zwei Frauen gegen mich, da werde ich mein ganzes Leben den Kürzeren ziehen. Ich hätte doch mal auf einen Jungen hoffen sollen.« Schmunzelnd weiche ich einem Typen auf dem Skateboard aus, der um die Ecke fegt.

»Lass dir von deinem Vater nichts erzählen. Geheult wie ein Schlosshund hat er, als er dich Wurm im Arm hatte.«

»Da lügt sie auch noch, ohne rot zu werden«, kontert Dad. Ich liebe dieses Geplänkel.

»Ach, Harold, nun sei still. Was soll das Kind denn denken? Erzähl ihr lieber mal, warum ich anrufen muss.« Ein

Räuspern folgt und ich spitze meine Ohren. Wenn Mom diesen Ton anschlägt, ist meistens was im Busch.

»Was ist passiert?«

»Deine Mutter dramatisiert wieder für ein ganzes Jahr. Ich habe den Keller ausgemistet und mich an einer Kiste verhoben. Hexenschuss. Doch auf dem Plan steht ganz oben, dass ich Rasen mähen muss. Während ich also beim Arzt sitze und darauf warte, dass er mich wieder fit spritzt, könntest du vielleicht vorbeikommen und das übernehmen? Morgen soll es regnen und ich muss das unbedingt erledigt wissen.« Aus seiner Stimme ist deutlich zu hören, dass ihm die Frage unangenehm ist. Seit Dad im Homeoffice arbeitet, hat er viel Zeit nebenbei zuhause und ist auf Hilfe nicht angewiesen. Nun auch noch seine Tochter darum bitten zu müssen, ist für ihn eine Katastrophe.

»Natürlich mache ich das. Habe eh gerade Unischluss. Ich komme vorbei und kümmere mich darum«, platzt es sofort aus mir heraus.

»Danke, mein Engelchen«, freut sich Mom, schickt mir ein Kussgeräusch und bevor wir auflegen, höre ich noch ein gemurmeltes »Und das war jetzt so schwer, Harold?« Feixend schreibe ich Lola meiner Planänderung und laufe nun nicht die Stufen zu unserem Studentenwohnheim hinauf, sondern drehe ab und gehe schnurstracks auf mein Auto zu. Mein Mitsubishi Mirage in sattem rot steht auf dem Parkplatz vor der Tür. Normalerweise bräuchte ich kein Auto in Illinois, weil aber die Supermärkte etwas außerhalb liegen und ich meine Eltern so oft es geht besuchen fahre, bin ich schon drauf angewiesen. Es ist definitiv zeitsparend. Lola und ich teilen es uns auch gerne mal, wenn sie irgendwohin muss. Dafür tankt sie den Wagen mit.

Natürlich bin ich etwas traurig, dass ich meine Eltern nach der extrem schweißtreibenden Arbeit im Garten nicht angetroffen habe. Mom hat noch mal angerufen und sich tausendmal entschuldigt, doch der Arzt wurde zu einem Notfall gerufen, doch das dauert mir zu lange. Ich möchte doch noch unbedingt das Eis, Buch und einfach nichts tun, umsetzen. Ich verspreche, am nächsten Tag noch mal vorbeizukommen und fahre Richtung Wohnheim.

Gerade stelle ich den Radiosender um, weil ich es hasse, wenn immer und immer wieder ein und dasselbe Lied im Zehnminutentakt gespielt wird, da piept meine Tankanzeige. Na super. Leider ist auf meiner Route keine Tankstelle mehr in Sicht, so dass ich kurzerhand vom Highway runterfahre und an einer Seitenstraße anhalte, um in meiner App nach der nächstliegenden Tanke zu suchen. Sie zeigt mir eine in meinem Radius an, diese werde ich anfahren. Nützt ja nichts. Je näher ich dem Benzinspender komme, umso rauer wird die Gegend. Viele Graffiti säumen die Fassaden der Häuser, Typen mit Zahnstochern zwischen den Zähnen stehen angelehnt an irgendwelchen Ecken. Vor Läden sitzen Obdachlose und auf den Bürgersteigen sieht es nicht unbedingt sauber aus. Es ist ganz klar, dass dieses Fleckchen von Chicago nichts für ein zwanzig Jahre altes Mädchen wie mich ist. Die Tankstelle mit dem Namen ›Shells‹ kommt in Sicht und sieht genauso aus, wie man sie sich in dieser Gegend vorstellt. Sie passt perfekt ins Bild. Die Fassade bröckelt, vom Schriftzug funktionieren nur das ›S‹ und ein ›l‹, die in unregelmäßigen Abstand blinken. Ich parke mein Auto an der Säule, steige aus und halte den Hahn in den Tank. Während ich warte, bis der

Tank voll ist, schaue ich mich um und bemerke, dass ich von zwei Typen, die ebenfalls ihre Karren befüllen, angegaft werde. Einer grinst mich an und entblößt eine Reihe Goldzähne. Fake nehme ich sehr stark an. Schnell schaue ich auf die Preisanzeige, um nicht den Eindruck zu erwecken, ich möchte angesprochen werden. Endlich ertönt das »Klick« und lässt mich erleichtert ausatmen. Ich hänge den Hahn wieder ein, schnappe mir aus dem Auto mein Portemonnaie, schließe den Wagen sicherheitshalber ab und gehe zur Kasse.

Eisige Luft trifft auf mein Gesicht und ich fröstle. Obwohl ich eigentlich nur tanken und so schnell wie möglich aus diesem Teil der Stadt verschwinden will, siegt doch die Lust auf etwas Süßes, als ich die Köstlichkeiten im Gang gegenüber erblicke. Vielleicht gibt es ja weiße Erdbeer-Schokolade, der konnte ich noch nie widerstehen.

Gerade will ich mir eine Tafel greifen, als es erneut an der Tür bimmelt. Neugierig schaue ich auf und sehe, wie ein maskierter Typ auf den Kassierer zugeht. Es dauert einen Moment, bis mir bewusst wird, was hier passiert.

Shit, shit, Shit. Was mache ich? Angst kriecht in mir empor, hangelt sich von Nervenbahn zu Nervenbahn. Meine Kopfhaut spannt sich an, die Fingerkuppen kitzeln und ich kann es nicht verhindern, als ich verfolge, wie der Räuber seinen Arm hebt und den Mitarbeiter mit einer Waffe bedroht. Ohne lange darüber nachzudenken, strecke ich meine Hand aus, greife nach dem Haarspray schräg neben mir, hole aus und ... Treffe ihn am Kopf.

»Verfluchte Scheiße«, keucht er, fasst sich an den Hinterkopf und dreht sich blitzschnell um. Sofort sind seine Augen auf mich fokussiert.

Shit!

Er dreht den Arm mit der Waffe und bewegt sich auf mich zu, bevor er die Knarre in Höhe meines Gesichts hebt. Und ich weiß genau jetzt, meine Zeit ist gekommen. Ich bin so ein dummes Schaf.

»Du blöde Schlampe«, presst der Typ vor mir hervor.

Ja, blöd finde ich die Aktion in der Tat, stimme ich dem mit einer schwarzen Maske verummten Räuber in dieser versifften Tankstelle zu.

»Ich mach dich kalt.« Seine Stimme wird immer fordernder und aus einem Reflex heraus schließe ich die Augen. Warte darauf, dass es vorbei ist. Keine Chance auf Rettung. Ich werde sterben und meine Eltern werden nichts davon mitkriegen. Er wird mich umlegen und in irgendeinem Waldstück verschachern, ich werde ...

Ein ›rumms‹ reißt mich aus meinen Abschiedsvisionen. Ich öffne die Augen und wo eben noch mein beinahe Mörder gestanden hat, befindet sich nun der Kassierer. In den Händen eine Waffe, von deren Griff Blut tropft.

»Lauf.« Ein Wort, das meine Welt für immer verändert. Ich schaue geradewegs in die wundervollsten Augen, die ich jemals gesehen habe. Bin ich eben gestorben? Im Himmel gelandet? Am liebsten möchte ich meine zitternde Hand ausstrecken, über sein kantiges, ausgeprägtes Kinn fahren. Mit meinem Daumen über seine vollen Lippen streichen. Küssen. Himmel, ich wünschte, er würde mich küssen.

»Bist du schwerhörig?«, grollt der Gott vor mir und sichert erst die Waffe und lässt sie um den Finger baumeln. Das Pendeln hypnotisiert mich, mein Blick folgt ihr hin und her.

»Mädchen, zieh Leine.« Als wäre ich nicht mehr anwe-

send, bückt sich, um den Typen zu begutachten, bevor er ihm die Maske vom Gesicht reißt. »Wusste ich es doch«, brummt er, lässt den Stoff einfach fallen und erhebt sich wieder, wobei er die Waffe in seine Arschtasche steckt.

»Muss ich wirklich bis drei zählen? Eins ... zwei ...«